

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Bredthauer, Walter: Studien zum Wandel der Sprache in der Prignitz.

lassen und den Drang zum Forschen besonders in unseren jungen Leuten hervorrufen.

Was hat es also wohl mit diesem „feurigen Drachen“ auf sich? Welche natürlichen Vorgänge mögen denn dahinterstecken? So fragen wir uns heute, um das Geheimnis zu lüften.

Tatsächlich liegen viele glaubwürdige und nüchterne Berichte über solche seltsamen Lichterscheinungen vor, die das Volk als „Drachen“ gedeutet hat und teilweise auch noch jetzt so deutet. Es handelt sich hierbei aber um selten vorkommende Phänomene, deren plötzliches Auftreten nicht irgendwie vorausbestimmt werden kann. Wissenschaftler haben schon viel Material über diese interessanten Naturerscheinungen und ihre vielfältigen Formen gesammelt. Ja, es ist auch schon vereinzelt gelungen, photographische Aufnahmen davon herzustellen. In Wahrheit handelt es sich bei den mysteriösen Drachen um sogenannte Kugelblitze, die zwar selten, aber unter ganz bestimmten elektrischen Bedingungen in unserer Atmosphäre hin und wieder auftreten. Vor den wechselhaften Lichterscheinungen und deren sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen haben sich die einfachen Menschen geängstigt, und in ihrer Angst glaubten sie Drachen zu sehen, wo es sich um ein naturwissenschaftlich erklärbares Phänomen handelt. Laßt uns also durch nüchterne Beobachtungsweise und ohne jede abergläubische Voreingenommenheit die Natur immer besser kennenlernen und in ihre noch zahlreichen Geheimnisse eindringen. Dann bleibt auch in unseren Dörfern kein Platz mehr für abergläubische Furcht.

WALTER BREDTHAUER

Studien zum Wandel der Sprache in der Prignitz

Irgendwie beginnt alle Kultur mit der Sprache. Sie fängt alles Sinnfällige ein: Witz, Humor, Bild, Gedanke, Stimmung, Ton, aber auch Rhythmus, Beseeltheit, Anmut und Tiefe. Sprache ist Spiegel unseres Menschseins, unseres Lebens und der uns umgebenden Natur. Seit ihrem Ursprung hat sie schon ein langes Leben hinter sich: Von der Sprache sinnlicher Ursprünglichkeit bis zur Sprache des reflektierenden Verstandes. Weit ist der Bogen vom Sinnlichen zum Gedanklichen, von der stammeseigenen Mundart bis zur stammesverbindenden Schriftsprache. Beide laufen seit der Bibelübersetzung Luthers nebeneinander, die Mundart stagnierend, die Schriftsprache sich mehrend in ihrem Sprachschatz. Bis in unsere Tage

bildet das Platt den lebendigen Untergrund der Sprache des dörflichen Alltags, aber die historische Bedeutung ist für immer gebrochen. In dem Grade, wie der Mensch zur Kulturform, zur künstlich geschaffenen Lebensform, übergeht, erstirbt in ihm die natürliche Ursprünglichkeit. Das ist der Grund, warum die Sprache durch leblose Reflexionen verflacht und in gedrehten Stilen geradezu erstirbt.

Die deutsche Sprache ist der edelste Besitz unserer Kultur. Auf ein unvorstellbares Alter geht sie zurück. Älter ist sie, als wir ihrer in Dokumenten habhaft werden. Wenig wissen wir um den Ursprung dieser Sprache. Aber wir wissen, daß sie sich entwickelte, seit Menschen die Wälder der nordischen Wildnis bevölkerten und zur Verständigung strebten.

Die germanischen Stämme verfügten über keine Schriftsprache. Aber die Staatengründungen, welche aus den Geschicken der Völkerwanderung hervorgingen, machten diese unentbehrlich. Deshalb bediente man sich der lateinischen Sprache. Der geistliche Stand und die Klöster (Prämonstratenser Havelberg 1144, Zisterzienser in Marienfließ 1230 und Heiligengrabe 1243) erhoben die lateinische Sprache zu ihrer Amtssprache. Je mehr in den Tagen Gregors VII. das Kirchliche mit dem Staatlichen verwuchs, um so mehr gewann die lateinische Sprache an Raum. Das Bistum Havelberg besaß, wie die weltlichen Mächte, feudalen Grundbesitz größten Ausmaßes. Damit hatte die katholische Geistlichkeit Verwaltung, Gericht und literarisches Leben in ihrer Hand. Gelehrte Laienbildung war eine Auszeichnung vornehmster höfischer Kreise. Deshalb ließ der Klerus der Kathedrale Havelberg die ritterlichen Lehnurkunden in den „Kopialbüchern“, Rechtssprüche und Weisungen in lateinischer Sprache verfassen:

- 983 Havelberg Destructa ibidem episcopalis cathedra
(Die dortige bischöfliche Kathedrale wurde zerstört)
- 1066 Lenzen in urbe Leontio, que alio nomine Lenzin dicitur
- 1179 Havelberg in katedrali sede edeficandi civitatem
(Erlaubnis zur Ortsanlage auf dem Domberg durch Kaiser Friedrich)
- 1300 Der Havelberger Klerus fordert von seinen Geistlichen:
bene legere, bene construere et bene cantare et congrue
loqui latinis verbis (Gut lesen, konstruieren, singen und
angemessen lateinisch sprechen)
- 1343 Bäk duos mansos in villa Beke *mansus = Hüfe, Stück Land*

1347 bis 1350, als die Perleberger Zünfte und Gilden neben denen der Schwesterstädte Stendal, Pritzwalk, Wittstock und Kyritz in ihre Blütezeit traten, drängte der Lebensboden der Stammessprache mit Macht wieder zum Licht. 1340 hatte schon das Stendaler Zunftregiment gegen das kirchliche Schulwesen opponiert. Nun forderte das Platt sein Recht:

1371 „Wy herren to Potlest hebben empfangen to lene dat dorp
to wendischen Panchow mit all siner tobehöringhe“

Die Zeiten änderten sich. Schneller rollte das Geld aus einer Hand in die andere. Auf allen Straßen wo die Heere gezogen kamen, brachten sie einen großen Kramverkehr mit sich. Das Geld verdrängte den Tauschhandel. In den Städten machte sich seine Anhäufung bemerkbar. Eine neue Volkskraft war aufgestanden gegen die lateinisch-geistliche Gelehrtenbildung. Die bürgerliche Gemeinschaft in den Mauern der Stadt war stärker geworden als der Ritter auf seiner Burg. Schulen, Apotheken, Bauhütten, Druckereien, Zunft- und Rathäuser zeugten von der Kraft städtischen Eigenlebens. Der Bürgerschaft kam nunmehr die Bildung zu. Früher war die Kirche der Platz mittelalterlicher Passionsspiele gewesen. Nun schlug man die Bühne im Freien auf. Bürgerliches Behagen an komischen Figuren und herzlichem Lachen machte den Teufel zum Intriganten der Volksbühne, die an Aufschneidereien, derben Späßen, Mißverständnissen und Scheltworten manches hergeben mußte. Perleberg aber war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zur Sprachstadt geworden.

Aus der Kraft bürgerlichen Wirklichkeitssinnes wurde die kirchliche Dogmatik überwunden. In Dürer, Hutten, Sachs offenbart sich der Durchbruch dieses Urwüchsigen und Neuen. Wieder füllt sich die Sprache mit reichen, klangvollen Vokalen, wie es in den Zeiten Hildebrands war:

„ik wallota sumaro enti wintro
sehstic ur lante“ (Ich wanderte Sommer und Winter sechzig außer
Landes — aufgezeichnet um 800)

Mit welcher Wucht sind die Worte gesetzt, als sei es die Sprache des Lebens selbst. Wie unmittelbar wird es noch in der Zahl von Sommern und Wintern empfunden. Eine unerreichbare Dynamik erfüllt das gesprochene Wort. Jetzt hören wir ihren Nachklang:

1444 „Wy heyne winteruelt unde frederic clytzingh bekennen, dat ik met mynen medehulpern met zulf rechte grepen enen burger von perleberge gihiten hans hewtenberg umme den willen, dat he druch ladebriwe to dalemyn, den wy naket ut toghen, ene ghefelden met dorwen stricken unde nymen em syne kleder unde was he vurder meer hadde.“

Voll und warm flutet das Leben durch diese Sprache. Das sinnfällige Bild steht ihr näher als das fixierte Wort. Hier hört das Ohr, wo heute das Auge an schwarzen Buchstaben hängt.

1448 „deme Veremanne (Fährmann Bälów) des Jares islik (Jeder) uth deme Huse gewen schulen 4 stendalische Pennige“

Wie schön klingt dieser Hausspruch Perlebergs 1500:

„True det is en setzen Gast,
wer den het, de helt em fast“

Der Mensch spricht mit seiner starken Persönlichkeit die Dinge an:

„Anno domini 1522. Maria ik hete,
de von bluten hebben mi laten geheten“

(Glockeninschrift Blüten)

Die Entwicklung der Städte, ihres Geschäfts- und Wirtschaftslebens machte die Forderung nach einer einheitlichen Schriftsprache immer dringlicher. Wenn auch nicht ihr Schöpfer, so wurde doch Luther durch den Gebrauch der sächsischen Kanzleisprache und durch seine Bibelübersetzung ihr Meister. Er leistete den entscheidendsten Beitrag zur Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Was er im Glauben trennte, einte er in der Sprache. Damit beginnt etwa 1550 die endgültige Trennung zwischen Mund- und Schriftsprache, wie ihr Weg zu Begriff und Reflexion. Der Sprachschatz wird reicher, die Redewendung geschmeidiger, der Inhalt formaler. Es beginnt die Amtssprache:

„Ich schwöre, daß ich aus gutem Teutschem Geblüte stamme, guten ehrlichen Herkommens sey und daß ich in Gülden für tüchtig mag aufgenommen und nicht verworfen werden, als mir Gott hilfe und sein heiliges Wort.“

(Aufnahmeeid der Tuchmachergilde Pritzwalk 1569).

Der dreißigjährige Krieg brachte einen Tiefstand in der Kultur, in der Sprache und Verrohung der Sitten, wie ihn das Land nie erlebt hatte. Von den höfischen Kreisen her weht eine entfremdende Dissonanz:

Brief 1650: „Monsieur! Hochgeehrter Herr Patron!

Seine hohe Merirten, wodurch er a l'extreme mich vorobligiret causieren mich, denselben mit diesen Zeilen zu servieren. Mein Devoir hätte umlängst eine Adresse gegeben, solches zu affektuiieren, aber aus Manquement einer Occasion . . . Übrigens bitte sich in particulieren zu assecurieren, daß ich sterbe

Sein fidel Diener, Knecht und Esclave
a jamais

M. v. Hasshausen.“

Ja, ja, „ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht“. Nur in den Winkeln der Landschaft bewahrt die Sprache ihr inwendiges Leben: „Ao 1648 den 15. Febr. ward die Spitz vom Turm durch Werhörl (Weststurm) abgeworffen uf die Kirche. Ao 1651 aber wider gerichtet: auch

Thurm und Kirche ausgebawet.“ (Sückow). Wie seicht und hohl wird dagegen die höfliche Sprache. Heuchlerisch ist die konventionelle Schmeichelehaftigkeit. Voll Schwulst und gezierten Redeweisen traben die gelehrten Ausdrücke dahin. Und das Schönste ist der barocke Schnörkel, in welcher sich die Feder gefällt. Die Kraft des Ursprungs verebbt, und der Gedanke wird wichtiger als das Bild. Das eben war ihre Tragik in dieser Zeit:

„Hochehrwürdiger, hochgeehrtester Superintendent!

Euer Hochehrwürden werden es mir gütigst verzeihen, wenn ich mich erdreiste, ihnen schriftlich beschwerlich zu werden . . . Zeit-
lebens wird es mit dem größten Danke erkennen, der sich die Ehre
gibt zu unterzeichnen als Euer Hochehrwürden ganz gehorsamster

Friedrich Nehlsen

Küster zu Gr. Berge. (1828)

Aber trotz allem ließ sich der Volksmund Humor, Witz und komische
Derbheit nicht aus dem Herzen reißen. Um die gleiche Zeit macht er seinen
Unmut in treffenden Reimen Luft:

„Wenn Bommerten un Bohmsen
de Düwel wull holen,
denn bruken de Berger
keen Stürn to betolen.“

Bommert war 1817 Rittmeister und Patron auf Karwe, Bohms Dorfschulze
zu Gr. Berge.

Wie das Schicksal es wollte, trat das gemütsinnige Platt hinter der stärkeren
Schwester der Schriftsprache bescheiden zurück. Die Sprache entwickelt
durch das Aufkommen der Zeitung einen eigenartigen Stil gedanklicher
Reflexion:

Gr. Berge 1859: „Sogar die schönen Künste gehen bei dem Bauern
betteln! In Gr. Berge hat im August 14 Tage lang eine Puppen-
spielerbande die kunstliebende Einwohnerschaft ergötzt, und in an-
deren Dörfern bringen Tanzlehrer den Fräulein Töchtern der Herren
Kossäten die neuesten Pas bei. Welch civilisierte Generation hat die
Zukunft zu erwarten!“

Was würde der Schreiber zu unserem heutigen Grundsatz sagen: „Die
Kunst gehört dem Volke!“ Sie ist aus ihm als dem Lebensboden hervor-
gegangen und kehrt zu ihm zurück. Nur Hermann Graebke besann sich
auf den Klangwert der Mundsprache und formte mit ihrer Hilfe das Antlitz
des Prignitzers in „Twee Pirower“ (siehe Heft 1, 1955).

Das ist das Schicksal der Sprache. 800 bis 1350 regierte das Lateinische, das
als Amtssprache bindend war, 1350 bis 1550 war es das Platt, und nach
1550 gewann Luthers Schriftsprache die Oberhand.

Wie groß ist in unseren Tagen der Kampf um die Echtheit der Sprache, um den Stil des Reinen, Edlen, Unverlierbaren, nach dem das Menschenherz begehrt. Die Sprache lebt aus der Kraft des Bildes, aus der Urkraft des Volkes, und woher sie kommt, dahin will sie zurück.

Sprache ist der Spiegel des Volkes, seines Innenlebens, seiner Schicksalskämpfe, seines Wollen und Könnens. Darum ist die Sprache des Volkes heiligster Hort. Die höchste Kraft sollte ihr gelten, sie zu einer echten und wahrhaftigen Sprache zu machen, zu einer Sprache des Lebens, plastisch, schön und tief. Das hieße, der Sprache ihre hohe Würde wiederzugeben, den Menschen zu erziehen durch ihre Wahrhaftigkeit, durch die Frische und Reinheit von Herz und Sinnen.

P. CYRYS

50 Jahre Fachschule für Landwirtschaft in Perleberg

Harte und erbitterte Kämpfe mußten geführt werden. Der unermüdliche und zähe Wille, dem Kreis eine eigene Schule zu schaffen — der Kreis Westprignitz galt in der Provinz Brandenburg schon damals als bestes Zuchtgebiet — sicherte den Erfolg.

Am 1. November 1906 wurde in den Mauern der Stadt Perleberg die Landwirtschaftliche Winterschule gegründet. Das erste Schuljahr wurde in dem heutigen Hause Kirchplatz 7 mit sieben Schülern und einer hauptamtlichen Lehrkraft eröffnet. Vielleicht sind dem einen oder anderen ehemaligen Schüler noch die Namen bekannt. Wir werden sie zur Erinnerung auführen.

Als Direktor wurde Herr O. von Tobold aus Hofgeismar durch die Landwirtschaftskammer Berlin nach Perleberg beordert. Hilfslehrkräfte halfen die gestellten großen Aufgaben erfüllen.

Es waren tätig: Schlachthofdirektor Brade, Rechtsanwalt Busch, Pastor Stöwesand, Lehrer: Breitzkreutz, Leppin, Klette, Breddin, Herr Grunick und später noch andere Hilfskräfte.

Schüler waren im ersten Semester: Wilh. Dahse, Schönfeld; Fritz Gelenk, Sükow; Albert Kersten, Hülsebeck; E. Lüdemann, Spiegelhagen; Rudolf Schulz, Wittenberge; Otto Staak, Kleinow; August Thiede, Sükow.

Die Schülerzahl wuchs zusehends. Schon im Schuljahr 1907/08 wurden die bisher zur Verfügung gestellten Klassenräume zu klein. Der erste Umzug